

Der 20. Juli ist kein «deutsches Missverständnis»

Claus Schenk von Stauffenbergs Attentat auf Adolf Hitler ist nicht zu trennen vom deutschen Widerstand gegen den Nationalsozialismus

ULRICH SCHLIE

Das Urteil der Deutschen über Bismarck seit 1945 ist ein Beispiel dafür, dass sich das Bild einer historischen Gestalt grundsätzlich wandeln kann. Steht uns mit dem Bild des Mannes, der beim Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 die entscheidende Rolle gespielt hat, Ähnliches bevor? Thomas Karlauf unternimmt in seiner kürzlich erschienenen Biografie, «Stauffenberg. Porträt eines Attentäters», eine Neuinterpretation und nennt den 20. Juli «ein deutsches Missverständnis».

Die Konsequenzen aus einer Neubewertung Stauffenbergs à la Karlauf wären weitreichend: Der deutsche Widerstand gegen Hitler müsste grundsätzlich neu bewertet werden, die ritualisierte Form des Erinnerns überdacht, der Geschichtsunterricht zum Widerstand neu konzipiert, die Dauerausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand überarbeitet und der Traditionserlass der Bundeswehr müsste ergänzt werden.

Karlauf schildert Stauffenberg als Wirkkopf, als standesbewussten Vertreter des Adels und als Nationalisten, der zeit seines Lebens unter dem Eindruck des Denkens von Stefan George gestanden sei. Bis 1942 habe Stauffenberg in den aussenpolitischen Zielen mit Hitler übereingestimmt. Erst als sich die militärische Niederlage abzeichnete, habe er zur Opposition gefunden.

Wie kommt Karlauf zu dieser Einschätzung? Und trifft sie tatsächlich zu? Karlauf beruft sich auf die Quellen und einen neuen methodischen Zugang. Sein Buch versuche nicht, nach einer moralischen Motivation zu fragen, hält er fest. Er wolle auf Stauffenberg als Offizier fokussieren und neben dem Einfluss Stefan Georges die familiären Prägungen in den Blick nehmen, die den jungen Offizier geformt haben. Damit muss jede Auseinandersetzung mit Karlaufs Buch an diesen beiden Punkten ansetzen: bei der Quellediskussion und beim methodischen Zugriff.

Was die Quellen sagen

Zunächst zur Quellenlage: Jeder Stauffenberg-Biograf steht vor dem Problem, dass sie ausgesprochen dünn ist. Zeugnisse politischen Inhalts hat seine Frau, Nina von Stauffenberg, unmittelbar nach dem 20. Juli 1944 weitgehend vernichtet. Weitere, von der Gestapo beschlagnahmte Zeugnisse sind 1944 verbrannt. Wenn Karlauf den Nachkriegszeugnissen und Briefen von Freunden und Weggefährten äusserst skeptisch begegnet, ist dies grundsätzlich angebracht. Persönliche Erinnerungen können verblassen, sie sind mitunter auf eine bestimmte Sicht hin verfasst. Zudem kann sich Erlebtes im Rückblick mit Gelesenem vermischen.

Diese Skepsis hindert Karlauf freilich nicht daran, sich über weite Strecken an den Nachkriegsaussagen von Stauffenbergs Bruder Alexander zu orientieren. Woher aber nimmt er die Gewissheit, dass dessen Aussagen mit der Sichtweise von Claus identisch sind?

Quellenkritik zählt zum Handwerkszeug des Historikers. Genau dies lässt Karlauf vermissen, wenn er ausgerechnet die «Kaltenbrunner-Berichte», einen «Zerspiegel des 20. Juli» (Hans Rothfels), als Grundlage für die Ausführungen zu den Überlegungen Stauffenbergs unmittelbar vor dem Attentat nimmt. Dabei übersieht er, dass diese Zusammenfassung von Stauffenbergs Gedankengängen eine höchst dubiose Quelle ist. Sie basiert auf Gestapo-Verhören von Weggefährten, die sich in einer menschlichen Extremsituation befanden, und auf nicht mehr überprüfbareren, verlorengegangenen Aufzeichnungen.

Der zweite, nicht minder gravierende Vorwurf, den Karlauf sich gefallen lassen muss, ist derjenige, Tendenzhistorie zu schreiben, indem er Stauffenberg eine moralische Motivation völlig abspricht. Karlauf sagt explizit, es gehe ihm nicht darum, «nach einer moralischen Motivation zu fragen, die es in der uns heute selbstverständlich gewordenen, der Schreckensherrschaft des «Dritten Reiches» an-



Claus Schenk Graf von Stauffenberg zusammen mit seiner Verlobten und späteren Frau Nina im Jahr 1931. GEDENKSTÄTTE DEUTSCHER WIDERSTAND

gemessenen Form bei Stauffenberg nicht gab». Wie er in Bezug auf eine moralische Motivation zu einem Ergebnis gelangen kann, wenn er gar nicht danach gefragt haben will, bleibt Karlaufs Geheimnis.

Offen bleibt auch, welche Form der heute selbstverständlichen (für wen eigentlich selbstverständlichen?) moralischen Motivation mit Blick auf die Schreckensherrschaft des «Dritten Reiches» als angemessen bezeichnet werden kann – wo doch gerade Karlauf in seiner Generalkritik am ritualisierten Gedenken an den 20. Juli die herkömmliche Erinnerungspraxis ins Visier nimmt.

Karlauf zoomt Stauffenbergs Entschluss zum Widerstand auf eine rein militärisch-politische Motivation herab. Er überhöht den Einfluss des 1933 verstorbenen Stefan George auf Stauffenberg auf ein durch die Quellen nicht gedecktes Mass und verzeichnet mit generalisierenden Bemerkungen die Rolle des Militärischen in der Weimarer Republik.

Die Reichswehr war zu politischer Zurückhaltung verpflichtet. Daraus zu schliessen, ihre Angehörigen seien «unpolitisch» gewesen, ist ebenso ungerech-

fertigt wie die Schlussfolgerung, die «unpolitische» Haltung der Reichswehr sei identisch gewesen mit «national». Vom jungen Reichswehroffizier Stauffenberg wird berichtet, er habe die Mahlzeiten im Kasino jeweils mit der Lektüre der Tageszeitung beschlossen.

Stauffenbergs Denken

Wie Stauffenberg politisch gedacht hat, können wir nur aus den wenigen Zeugnissen von Weggefährten und Familienangehörigen rekonstruieren. Das ist unbefriedigend, aber in der Zeitgeschichte nichts Ungewöhnliches. Methodisch unhaltbar indes ist es, aus Mutmassungen eine Anklage zu basteln. Was wir über Stauffenberg wissen, lässt den Schluss zu, dass er eben gerade nicht als sturer Kommisskopf gesehen werden darf. Nach dem übereinstimmenden Zeugnis von Weggefährten und Zeitzeugen war er eine charismatische, vielseitige Persönlichkeit. «Bei aller verstandesmäßigen Klarheit», hiess es sogar in einem – von Karlauf nicht herangezogenen – SS-Bericht über den 20. Juli, «war er ein Feuer-

geist und von faszinierender und suggestiver Wirkung auf seine Umgebung... ein wirklich universeller Mensch, keineswegs ein einseitiger Militär.»

Wann genau bei Stauffenberg der Entschluss gereift ist, dem Hitler-Regime aktiv ein Ende zu setzen, lässt sich nicht mit Sicherheit festlegen. Vieles spricht dafür, dass die Entscheidung während des Lazarettaufenthalts nach einer schweren Kriegsverwundung im Afrikafeldzug im Ostern 1943 gefallen ist. Wesentliche Voraussetzungen dafür sind während Stauffenbergs Dienst in der Operationsabteilung des Oberkommandos der Wehrmacht seit Juni 1941 geschaffen worden. Damals verfestigte sich bei ihm die Einsicht in die Untauglichkeit der militärischen Spitzengliederung im Krieg.

Mit dem Satz, auch in den «authentischen Quellen» bis August 1942 sei kein Beleg dafür zu finden, dass Stauffenberg ein Komplott gegen Hitler in Erwägung gezogen habe, zeigt sich Karlauf erstaunlich weltfremd. Offenkundig will er den Eindruck erwecken, die Vorbereitung eines ordentlichen Staatsstreichs müsse damit beginnen, einen Aktenvermerk

zuhanden nachgeborener Publizisten zu verfassen und unter Verschluss der Nachwelt zu hinterlassen.

Eine zentrale Quelle, der Bericht des Majors i. G. Joachim Kuhn, dem Stauffenberg im August 1942 in einem langen Gespräch in Winniza Einblick in seine Motivlage gab, widerspricht in wesentlichen Punkten Karlaufs Grundthese. In Kuhns Bericht führt Stauffenberg glasklar die politische Verantwortung des Generalstabs, die täglichen Berichte über «die Behandlung der Bevölkerung in den besetzten Gebieten» und «die Judenbehandlung» als Gründe für seine Opposition an. Zudem wird die Entscheidung Hitlers, Russland anzugreifen, ausdrücklich als Fehler benannt, von dem an der Krieg «auch bei bester Führung gar nicht durchzustehen» sei.

Was misslingt

Der krampfhafteste Versuch, aus den überlieferten Äusserungen Stauffenbergs eine bellizistische Konzeption abzuleiten, misslingt Karlauf ebenso wie die Interpretation des von Stauffenberg unmittelbar vor Kriegsausbruch überlieferten Satzes «Der Narr macht Krieg!» – bei Karlauf mutiert er zu «Der Narr macht Krieg – ohne uns einzubinden». Zweifellos hatte sich die Disharmonie zwischen Politik und Wehrmachtführung nach Kriegsbeginn immer weiter vergrössert, und Stauffenberg forderte, wie andere Offiziere auch, eine bessere Abstimmung. Aber die Interpretation, Stauffenberg wäre bei einer anderen Wertschätzung der Wehrmachtführung durch Hitler zu einem willfährigen Instrument der nationalsozialistischen Aussenpolitik geworden, ist durch die Quellen nicht gedeckt.

Es kann auch nicht die Rede davon sein, dass sich Stauffenberg in einer Art historischer Mission als Einziger dazu ausersehen sah, Hitler zu töten. Noch im Januar 1944 hatte er auf Ewald von Kleist eingeredet, das Attentat auszuführen. Das Problem von Eid und Gehorsam war aus Sicht der Verschwörer von entscheidender Bedeutung. Für Stauffenberg bestand jedoch ebenso, wie es Hans Bernd von Haeften vor dem Volksgerichtshof für sich selbst ausgedrückt hat, keine Treuepflicht mehr, weil er Hitler als einen Vollstrecker des Bösen sah. Hitler selbst war es, der den Eid tausendfach gebrochen hatte.

Karlauf lässt eine durchgängige Quellenkritik vermissen, zieht Literatur nach Gutdünken heran, er überzeichnet den Einfluss von Stefan Georges Denken auf Stauffenberg und verzerrt das Bild des deutschen Widerstands. Dies wird besonders deutlich, wenn er im Schlusskapitel schreibt, Stauffenbergs letzter Ruf habe «Es lebe das geheiligte Deutschland» gelautet – unmittelbar bevor ihn im Bendlerblock die Schüsse des Exekutionskommandos trafen. Den Beleg dafür bleibt er schuldig. Die Zeugnisse sind nicht ganz klar. Aber es stellt eine grobe Verzeichnung dar, wenn Karlauf betont, der Schlussruf sei «nicht als Botschaft an die Nachlebenden zu verstehen, sondern als Beschwörung der Welt, aus der er kam». Als was anderes denn als Appell ist in einer derartigen Extremsituation der letzte Ruf zu betrachten?

Wenn Karlauf einen Keil zwischen Stauffenberg und die zivil-militärischen Gruppen vom 20. Juli 1944 treibt, ist dies das Narrativ, das es ihm ermöglicht, Stauffenbergs Charakter auf die Prägung durch George zu verengen. Dafür nimmt er einen Geschichtsrevisionismus in Kauf, der nicht bei der Beurteilung Stauffenbergs haltmachen wird, sondern auf das ganze Bild des 20. Juli und die gängige Erinnerungspraxis zielt. So schärft er unfreiwillig den Blick für die Defizite der Geschichtsaufarbeitung und die offenen Fragen zum deutschen Widerstand gegen Hitler. Der 75. Jahrestag könnte ein guter Anlass sein, diese Fragen in den Blick zu nehmen.

Ulrich Schlie ist Historiker und gehört dem deutschen Auswärtigen Dienst an. Er ist gegenwärtig Inhaber des Lehrstuhls für Diplomatie II an der Andrassy-Universität Budapest.